

Der Sprache auf der Spur

Der Berner Kabarettist Massimo Rocchi feiert mit seinem witzigen Programm «äuä» Triumphe. Und er wurde mit dem renommierten Deutschen Kleinkunstpreis geehrt. Ein Gespräch mit dem Wortakrobaten.

«Am Anfang war das Wort. Aber welches? Und wieso war es kein Vorwort?» So philosophisch eröffnet Massimo Rocchi sein Programm. «Vielleicht war es äüä», vermutet der wortgewaltige Sprachstolperer.

Der Italiener, der den Schweizern die Widersprüche ihrer Sprache zeigt, kommt ohne Bühnenbilder und Accessoires aus. Derart stark ist seine körperliche und akustische Präsenz. Auf der Bühne agiert ein packender, temperamentvoller Schauspieler, der mit Händen, Füssen, grossen Augen und einer riesigen Zunge spricht.

Eigentlich ist Massimo Rocchi Pantomime. Sein Handwerk hat er unter anderem bei Marcel Marceau in Paris gelernt. Aber auf der Bühne redet er andauernd. «Es ist ein Widerspruch, wenn ein Italiener Pantomime zu machen versucht», erklärt Massimo Rocchi.

Sein Programm erzählt die Geschichte eines Reisenden: der dramatische Abschied des künftigen Schauspielers von der Familie in Italien, die Begegnung mit der unlogischen Eleganz der französischen Sprache und schliesslich die zackige Präzision des Berndutschen.

In Bern stürzt Massimo Rocchi ins sprachliche Chaos. Zwar findet er die Wörter «äuä» und «auso» praktisch, weil mit ihnen fast alles gesagt werden kann. Aber die Differenzen zwischen Dialekt und Hochsprache verwirren ihn. Mühsam lernt er im Sprachlabor den Unterschied zwischen Woher und Wohin: Wohin gehst Du? Woher kommst Du? Kaum hat er dies intus, fragt ihn sein Berner Kollege: «Wohäre gasch?» Das schmerzt den Sprachanalytiker. Seine Bemühungen waren für die Katz. Auch dass man mit

dem Aufzug in den Keller fahren soll, will ihm nicht in den Kopf.

Massimo Rocchi liebt es, Wörter auseinanderzunehmen und neu zusammenzuschrauben, um ihren wahren Sinn zu entdecken oder ihre Absurdität zu entlarven. Er lästert nicht über den bösen Schweizer, sondern karikiert ihn liebevoll. Zum Beispiel in seinem Traum, in dem er in einem Museum landet, dem Haus der Europäer. Da sind sie nun alle, der Homo germanicus, der Homo britannicus und so weiter. Und wo ist der Homo helveticus? Er sitzt an der Kasse und verkauft die Tickets!



Temperamentvoller Sprachkünstler:
Auf der Bühne ist Massimo Rocchi
wie ein Vulkan.

Bild François Gribi

«Brückenbauer»: Im Vorgespräch betonten Sie, dass Sie lieber über anderes als über Ihre Arbeit reden. Worüber denn?

Massimo Rocchi: Ich bin hungrig nach Alltag. Deshalb interessiert mich alles – zum Beispiel Beziehungen zwischen einem Versicherungsvertreter und einer Familie oder zwischen mir, dem Angler, und der Forelle. Ich sitze in einem Warenhaus und sehe zu, wie der Homo helveticus sich bewegt, wie er trinkt, wie er sich kratzt. Auch Werbung fasziniert mich. Wenn in der Migros Wankdorf der Ansager bedeutungsvoll «Achtung, Achtung»

sagt, dann denkt man sich, es gehe um einen Bombenalarm – dabei folgt bloss das Toilettenpapierangebot.

Wie erleben Sie die Debatte um die Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg?

Die Schweiz sucht PR-Leute, die ihr Image verbessern. Aber kein Mensch denkt daran, dass der Schweizer Alltag in manchem menschlicher ist als anderswo. Wir vergessen unsere guten Seiten. Es gibt Schweizer, die «Netzli» zur Rettung der Frösche vor dem Verkehr aufstellen. Vielleicht sind Frösche ein kleines Problem, aber es gehört zur Kultur der Schweizer, sich um Kleines zu kümmern. Das ist eine Form von Lebensqualität. Und Drogenkonsumenten haben in Bern oder Zürich einen Ort, wo sie sich Spritzen setzen können. Die Schweiz ist das erste Land, welches das Drogenproblem ohne Angst angeht. Sollten wir nicht stolz darauf sein?

Sie möchten also den Schweizern zu mehr Selbstbewusstsein verhelfen?

Ich will auf keinen Fall wirken wie ein gewisser blockierender Nationalrat. Aber es ist Zeit, mit kurzen Hosen, starkem Akzent und Fondue zwischen den Zähnen hinzustehen und zu sagen: «Ich bin hier auf die Welt gekommen, ich denke so, und ich höre mir auch andere Meinungen gerne an.»

Wo stehen Sie politisch?

Mein Herz schlägt links, und ich bin ein Freund von Europa. Aber ich kann auch mit Liberalen reden, und ich bin oft mit Linken nicht einverstanden. Denn ich bin der Hofnarr, der am Tisch des Königs rülpscht. Ich trage keine Fahne. Was mich interessiert ist die Frage, was man gemeinsam in einem Staat schaffen kann. Es gibt Politiker, die mich beeindruckt. Zum Beispiel hat Bundesrat Leuenberger die Schweiz gut analysiert. Er hat gezeigt, dass sie weniger an einem Röstigraben, denn an einem Graben zwischen Stadt und Land leidet.

Fortsetzung auf Seite 60

Fortsetzung von Seite 59

Der Sprache auf der Spur**Verstehen Sie die Angst der Schweizer vor Europa?**

Ja. Aber Europa wäre interessant für die Schweiz. Es würde unser Nationalgefühl stärken, wenn sich die Ameise Schweiz in Strassburg und Brüssel verteidigen und mitreden könnte.

Begreifen Sie, warum sich die Deutschschweizer vor dem Hochdeutschen fürchten?

Diese Angst ist unbegründet. In Deutschland redet ja auch kein Mensch hochdeutsch. Ich zum Beispiel stamme aus einem Föhngebiet und habe ein föhnetisches Deutsch, das vom Gebiet München/Österreich/Schweiz geprägt ist – und es ist mir Wurst. Auch Dürrenmatt hat sich immer mit seinem schönen Akzent ausgedrückt. Genug der Komplex! «Mir si chlii.» Fertig, basta!

Sie spielen Ihr Programm seit Dezember 1994. Wann beglücken Sie Ihr Publikum mit einem neuen?

Keine Ahnung. Es ist viel einfacher, ein Kind zu machen, als ein neues Theaterprogramm. Ich beginne mit wenigen Notizen, und dann kommen Aktualitäten dazu. Ich gehe nicht auf die Bühne, bevor ich das Gefühl habe: «Das isch guet». Das kann ein Jahr dauern oder zehn. Zwar wäre ein neues Programm lukrativ. Aber Handwerk bleibt Handwerk. Als ich mit den Proben im Labor der Bühne anfang, hatte ich keine Ahnung, was herauskommen würde. Ich schrieb das Programm



Persönlichkeitsveränderung:
Massimo Rocchis Schminkeprozedur vor seinem Bühnenauftritt.

Bild François Gribi

jeden Tag neu, nach dem Motto «Mir luege de». Es bestand am Anfang aus 40 Minuten Pantomime und 30 Minuten Text. Heute sind es 60 Minuten Text ohne Pantomime. Da ich während des Entstehungsprozesses nie genau sagen konnte, was da entstehen sollte, erhielt ich meist keine Förderungsgelder.

Anfänglich hatten Sie nicht viel Geld. Wohl im Gegensatz zu heute?

Es gab Zeiten, in denen ich Freunde anpumpen musste. Heute läuft es gut. Im Erfolg erkenne ich die wahren Freunde. Sie freuen sich mit mir. Falsche Freunde hingegen nehmen nur Anteil am Leid.

Ich dachte immer, es wäre umgekehrt?

Nein. Diejenigen, die dich nur verstehen, wenn's dir schlechtgeht, sind Schakale. Die finde ich in jedem

Tram. Mein Elend kann ich dem erstbesten erzählen. Menschen, die sich über mein Glück freuen, sind schwer zu finden. Die meisten sagen «spinsch egetli!», wenn ich etwas Verrücktes, Glückliches plane.

Warum zeigen Sie Klischees auf der Bühne?

Die Klischees existieren. Für meine italienische Tante ist Paris der Eiffelturm. Aber ich spiele mit Klischees. Sie sind Kirschstängeli, die ich mit einem anderen Schnaps fülle. Miles Davis liebte ich, weil er nicht nur kreierte, sondern auch parodierte. Er hat populäre, dumme Themen mutig wie ein Kind auf die Bühne gebracht. Man lacht darüber, wenn ein Erwachsener von Krankenschwestern und Krankenbrüdern redet. Genau das suche ich.

Sie denken wohl oft über Wörter nach?

Ständig. Unlängst überlegte ich mir die Bedeutung des Wortes Fehler. Was fehlt, ist ein Manko. Wenn ich etwas nicht habe, bin ich ärmer und schwächer. Aber im Französischen heisst der Fehler «faute». Und «faute» steht eher in der Nähe des deutschen Wortes faul. Das bringt Schuldgefühle mit. Faule Calvinisten müssen ein schlechtes Gewissen haben. Also ist in Frankreich jemand schuldig, der einen Fehler macht, in Deutschland hat er nur etwas nicht gewusst. Solche Bedeutungsunterschiede sind interessant, weil darauf unser Charakter aufbaut.

Es ist Mode, Witze über Behinderte oder Minderheiten zu machen. Wie stehen Sie dazu?

Ich hasse Witze. Nach einem Witz sagt man sich bloss guten Abend. Wenn man erzählt, wie andere dumm waren, bringt dies der Gesellschaft nichts. Wenn ich hingegen erzähle, wie dumm ich selber war, wird sich die Gesellschaft mir gegenüber öffnen. Statt Stärke sollte man seine Unsicherheit zeigen. Es ist nicht nötig, immer der Kapitän zu sein. Würden wir unsere Schwäche akzeptieren, so hätten wir sogar tiefere Versicherungsprämien. Denn wenn wir erkältet sind, träumen wir von einem Bett und einer warmen Bettflasche. Man sollte es sich leisten, diesen Träumen nachzugeben.

**Auso...
Auso!****Interview Beat A. Stephan**

Das Programm «äuä» ist auf CD oder Video erhältlich. Massimo Rocchi tritt in den kommenden Wochen noch verschiedentlich in der Schweiz auf: am 6. Dezember in Olten, am 7. Dezember in Jona, am 10. Dezember in Freiburg, am 9. Januar in Beromünster, am 10. Januar in Versam, am 23. Januar in Mels, am 24. und 25. Januar in Bellinzona.